

(Nachdruck verboten.)

28]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

„Ja freilich, Heringe! — Echte Winterheringe!“

„Ach was, Sommer- oder Winterhering — die Schanzbekleidung ist weg!“

„Schauen Sie, wie blank und fett sie sind . . . rosenrot auf Perlmuttergrund und dunkel grünbraun auf dem Rücken . . . wie Metall! — Ja, das ist in der That der echte Graubeinhering, — große, derbe Bursche! — richtige Nordseegast! Sie kommen in Wintertafelung vom Meer herein! — Diese Sorte ist delikat!“

„So laß sie Dir vom Koch bereiten!“ — Lind ging ärgerlich von dannen.

Nejer ließ sich aber einen Kübel Seewasser bringen und that die Fische hinein, um zu sehen, ob sie noch lebten. . . . Jedoch tot waren sie, — tot wie ein eingefalzener Hering!

Es war kein Ende zu finden in den Untersuchungen, denen er die zwei merkwürdigen Exemplare einer Fischart unterwarf, bis sie schließlich abends gebraten auf den Kapitänstisch gestellt wurden.

„Schmeckt wirklich delikat!“ räumte Lind ein; er hatte den Hauptärger über den Verlust der Rehling nun überwunden.

In Nejer hatten aber die beiden Heringe eine Menge Erinnerungen geweckt.

Von dem Moment an, wo es unter der Hundewache am nächsten Morgen sich aufhellte, schaute er nach dem Land aus; unaufhörlich stand er mit dem Fernglas bei der Rehling.

Udjure und Karmen lagen in Sicht. Nejer bemerkte durch die graudicke Luft des Wintermorgens Fischerboote und Heringschiffe, er kannte die Segelformen so genau! Sie und da unterschied er durch das Teleskop die Spitze eines Packhauses oder den Dachstuhl der Gebäude, welche zwischen den Schären hervorstachen, — eine oder die andre Sulzerei!

Ja, ja, — er kannte die Gegend! Hier herein war er mit dem Juhlboot gefegelt mit Anders, dem Großknecht und all den übrigen Seehelden, um von da aus Hammernäs und die Welt zu erobern.

„Merkwürdig, daß wir nicht ertranken wie Mäuse in einem Wasserfaß,“ murmelte er.

Die tiefe Enttäuschung seiner jungen Tage hatte in seinem Gemüte einen Stachel zurückgelassen und die Liebe zu seinem Heimatsbyd, welches sein Knabenstolz gewesen, hatte sich zu Bitterkeit gewandelt! Nichtsdestoweniger folgte er der Aussicht mit der größten Spannung und dem genauesten Interesse. . . . Er forschte mit dem Glas nach der Reihe kleiner vorgeschobener Schären, bei welcher er sein Boot angelegt gehabt, als die Heringsmasse einströmte; er machte sich klar, wo die Flecken der Heringsfischer lagen, suchte der Küste entlang gegen Stolmen zu den Ort, wo er seinen Watnetzanteil gehabt.

Die Erinnerung daran erfüllte ihn während der ganzen Fahrt nach Drontheim hinaus.

12.

Mit halbgestrichener Flagge, als Zeichen der Trauer um den Verlust des Kapitäns und eines Teils der Besatzung, glitt der „Alert“ anfangs Mai in den Hafen von Frederiksbörn ein. Es lag etwas eigentümlich Feierliches auf dem Fahrzeug, eine gewisse Stille in der Art, wie es Anker warf, und die Landungsbrücke und der Werftswall waren von Menschen dicht besetzt.

Man wußte seit langer Zeit, was sich zugetragen, und die Geschichte von den Todesfällen und der Reise des „Alert“ von St. Mauritius herauf hatten den ganzen Winter über den Ort erfüllt; es hatte aber doch etwas ganz eigentümlich Spannendes, das Fahrzeug zu sehen, wie es so ankam, und seine Abenteuerer sozusagen durch die Raen, die Trauerflagge, die Göße selbst vortrug. Verwandte und Fremde, Brüder und Schwestern standen unter den Menschengruppen im Hafen, ein Teil derselben lag aber wohl auch in kleinen Prahmen und Schnaken und spähten nach den Jhrigen. Allein es währte ziemlich lange, bis ein Boot vom „Alert“ abstieß.

Endlich aber geschah es dennoch.

Vier Matrosen ruderten die Felle und Lind saß mit einem Trauerflor auf dem Hut beim Steuer. Man wußte, daß er sich zu Madame Berentsen, der Frau des Kapitäns begab, um Bericht zu erstatten.

Auf seinem Platz im Vorderstift hatte Nejer mit der Aufsicht der Matrosen, welche die Segel beschlugen und die Raen viertant brachten, genug zu thun; trotzdem richtete er wiederholt das Glas nach Brücke und Wall. Kopf um Kopf nahm er die Leute dort vor und schob schließlich das Fernrohr mit düsterer Miene zusammen.

Das Ausprämen eines Teils der Drontheimer Ladung ging vor sich, und Lind hatte hier und in Laurvig drinnen so viel mit den Reedern zu thun, daß Nejer vom Augenblick des Ankerwerfens an die Obliegenheiten des ersten und des zweiten Steuermanns wahrzunehmen hatte.

Gleich hinter dem Packboden dort lag das Haus des Kanoniers, das wußte er, — und er hätte viel darum gegeben, hindurchsehen zu können.

In den ersten zwei, drei schweren Arbeitstagen war es nicht Zeit, auch nur einen Fuß aufs Land zu setzen, bis endlich eines Nachmittags Lind an Bord kam.

Er schien ziemlich unzugänglich und trieb sich gepudt und mit dem Seidenhut auf dem Kopf, ohne auch nur irgend eine Frage zu stellen, auf dem Deck hin und her. Es lag etwas in seiner Manier, — das halb verächtlich flotte Schlendern und die Art, wie er beständig von der Tabakrolle abbiß und es dann mit einem „Pfu!“ über die Rehling hinausspuckte, — was Nejer nicht gefiel. All das schien ihm nicht recht höflich, nachdem er tagaus und tagein hier gestanden und weit über seine Pflicht hinaus für Lind sich geplagt hatte.

Lind begab sich in die Kajüte hinab, ohne mit einem Wort zu ängern, daß Nejer sich nun für den Abend als frei betrachten dürfe. Als der Steward hinabging und fragte, ob der Kapitän nichts zu speisen oder zu trinken wünsche, sprang dieser mit einem „Nein“ auf, welches den Steward wie eine abgeschossene Ladung die Treppe hinauffahren machte.

Bald darauf kam Lind in der Seemannsmütze und im Beajaquet wieder hinauf.

„Aufse die Mannschaft achterwärts!“ befahl er; doch war es, als verursache ihm das Sprechen Mühe.

„Es muß etwas ganz Vertrautes los sein,“ bemerkte der Bootsmann zu Nejer, „etwas in der Abrechnung zu verantworten —“

Als aber alle versammelt waren, las Lind nur kurz und bündig einen Brief vor, in welchem die Reeder ihm unter Anerkennung seiner Tüchtigkeit und in Würdigung seiner Verdienste den Kapitänsposten auf dem „Alert“ übertragen.

„Und nun, natürlich, Grog für die Leute und Feierabend!“ warf er nachträglich Nejer in kurzem Tone zu.

„Sehr wohl!“ — Und da hat der Kapitän wohl nichts dagegen, wenn ich mir, auf die glückliche Begebenheit hin, ein Gläschen auf dem Lande einnehme?“ meinte Nejer.

„Natürlich nicht!“

„Ich dachte, Du würdest Dich herausputzen,“ sagte er ironisch, aber doch freundlicheren Tones, als nach einer Weile Nejer das Schiff verließ.

„Was fiel ihm ein? Mich herausputzen? — Oho! er fürchtete, ich werde zum Kanonier gehen!“

Mit einem eigentümlich besonnenen Gefühl schlenderte er im sinkenden Frühlingstag, während das Sonnenlicht noch hie und da auf einem Dachfenster aufblühte, wieder einmal die Straßen hinan. Auf dem Hügel lockte die Feuchtigkeit das spritzende Gras frisch hellgrün aus der Erde und auf dem Werftswall brüsteten sich die Blüten des Löwenzahns so schimmernd wie kleine Sonnen. Scharen von Knaben lärmten, jauchzten und liefen auf der Gasse herum; die kleinen Mädchen hüpfen und spielten „Paradies“. Die schwarzen, nassen Striche, die sie in den Boden geritz, zeigten, wie kurze Zeit erst das Eis hier geschmolzen war. An Bord hatten sie heute morgens den Kluck über die Insel im Südwesten hinrufen hören und der Zimmermann hatte von all den Schinken gesprochen, die nun in den Vorratskammern von Norwegen hingen. Das war Heimatsstimmung. Sie fühlten sich in ihrem eignen Land!

Rejer bog in die Quergasse ein, um ein Zispelchen vom Hans des Kanoniers zu sehen.

Es gab ihm einen Stich ins Herz. — Ja, da lag es mit all den kleinen Fenstern, die als Ausguckposten sich der See zulehnten! Gar oft hatte man da wohl ausgeschaut . . . jedoch nach wem?

Es funkelte und glänzte in der Küche vom Herdfeuer, und im Hofraum hing, bis zum Holzschuppen hin, Wäsche zum Trocknen, — das sollte er kennen, schien ihm!

Er ging nicht am Haus vorbei; gesehen werden mochte er nicht, und es war noch nicht dunkel genug.

So steuerte er seinen Kurs geradeswegs auf Walla zu. Wenn jemand ihm über alles Bescheid geben konnte, so war sie es!

Er sah recht gut, daß sie ihn schon am unteren Gassenende bemerkte, aber den Kopf ein wenig drehte. „Schlimmes Zeichen!“ dachte er sich, „sollte der Wind nun hier nur so konträr blasen?“

Als er näher kam, streckte sie den Körper wieder vor und that verwundert. Sie sah wie früher mit den Füßen in einem Korb, aber, infolge einer glücklichen Erfindung hatte sie zum Schutz gegen das Wetter ihr Quartier in einer großen, aufgestellten, vorn ausgebrochenen Tonne aufgeschlagen; da drinnen saß sie auf einem Schemel wie in einem Lehnstuhl, vor jeder Gefahr völlig sicher, und im Regen hatte sie bloß das große blaue Parapluie als Dach aufzupapmen.

Rejers Gruß beantwortete sie freundlich; allein er sah wohl, daß es ohne irgend welche Ueberwältigung des Gefühls geschah, — eher etwas vorsichtig und so gleichgültig, als hätten sie sich gestern gesehen und würden sich morgen wieder sehen.

„Guten Abend, Madame Wahl! Welche prächtige Schale Sie sich da zum Sitzen angeschafft haben!“

„Ja, bei meiner Treu! Dank sei Gott und dem Kaufmann Eberhard, der mir die Tonne schenkte.“

„Da haben Sie ja sozusagen ein eignes Haus, Madame Wahl!“

„Ach nein!“ — sie hustete — „und dann — die Sache ist, daß ich — sie hustete — „schauen Sie, daß ich alt werde — und meine elenden zwei Löcher für mich brauche. Nun, Sie kennen sie ja — und Platz für die Körbe bei Nacht auch . . .“

„Ja, freilich, freilich, Madame Wahl!“

„Sonst aber — wenn Sie wieder etwas verkauft haben wollen, so wissen Sie, daß die alte Madame Wahl — sie beugte sich in ihrem alten braunen Mantel gerade vor, um die Patrone auf dem Küchenkorb anzuzünden — „ihre Hand nicht abzieht von einem alten Bekannten, der jedenfalls redlich bezahlt hat — mir zum mindesten! — das kann ich der Wahrheit gemäß bezeugen vor jedem, der mich fragt . . .“

„Oho! — offenbar hat sie von zwei Seiten her Wind bekommen und weiß nun nicht, was von mir denken!“

„Lassen Sie mich Ihnen helfen, Madame Wahl! — Diesmal habe ich weder zu verkaufen noch zu borgen!“ — er schlug auf seine Tasche; er kühlte, er müsse seinen Kredit heben.

Das Gesicht der Frau klärte sich auf. Die Rundungen des Kinns, der Wangen, der knospenden Nase formten sich zu einem wohlwollend überraschten Lächeln, welches die Hauerzähne stark entblöhte:

„Ah, wirklich!“

„Und dann bin ich schon eine Zeit lang Steuermann, — machte mein Examen droben in Drontheim.“

„Ja, habe ich's nicht immer gesagt, daß Sie ein Gejeg — sie hielt inne.

„Geben Sie acht, Madame Wahl, daß Sie den Mund nicht zu voll nehmen! — Nun, gehen dieses Jahr viele in den Navigationsturs des Lieutenant's Albrechtsen? Und wie steht es sonst in der Stadt?“

„O, Veränderungen giebt es jedes Jahr . . . Eine alte Frau, die an der Straßenecke sitzt, sieht sowohl die, die hinzukommen, als die, welche hinweggehen!“

„Was machen sie droben beim Kanonier?“

„Gott helfe uns! Da steht es nicht so besonders . . . Sie wird wohl ein Stüdel von ihrem Hochmut ablegen müssen, wenn sie mit all den hungrigen Mäulern fertig werden will . . . Das lernen wir alle, wenn wir in der Welt ein bißchen vorwärts kommen, Zuhl!“

„Was brummen Sie da, Madame Wahl? — Ist der Kanonier krank oder — gar tot?“

„Ja, Sie, der Sie fort waren, haben es vielleicht nicht

gehört! Aber ein braver und ansehnlicher Mann war er und die Strenge selbst draußen auf der Werft, — das sagte man ihm ins Grab nach! Nein, die alte Haubitz humpelt nun nicht mehr zur Werfte hin und zurück, blinzelt mir auch nicht mehr über die Körbe hin zu, wie er es pflegte, wenn er gut gelaunt war! — Das bedeutete nämlich so viel, als daß er sich an die Anna Ludvigsen schon noch erinnere; nun tanzte man aber nach einer andern Pfeife, nun gehe er auf einem Stelzbein und ich sähe hier! Ach ja! ein armer Teufel sieht hier ganz allein und sieht, wie einer nach dem andern aus der Welt geht! Die Gedanken werden oft zu stark, Zuhl, für ein altes Weib in ihrer Einsamkeit!“ — Sie trocknete sich die Augen. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Recht des Kindes.

Von Wilhelm Spohrs Multatuli-Unternehmen (J. C. C. Bruns, Minden i. W.) liegt ein neuer Band, der sechste bis jetzt, aus, welcher den ersten Teil, die „Abenteuer des kleinen Balthers“, enthält. Der große Gesellschaftskritiker war Multatuli-Dekker geworden, als er vergeblich als hoher Beamter der holländischen Kolonialverwaltung und dann als Schriftsteller mit seinem Anklageroman „Max Havelaar“ das „System von Raub, Mord und Gewaltthat“, als welches er das holländische Kolonialregiment während 17-jähriger Amtswaltung im Dienste seines holländischen Vaterlandes erkannte hatte, bekämpfte und zu beseitigen gesucht hatte. Die Banzentaktik, mit welcher die offiziellen Stellen die furchtbaren Anklagen Multatulis tot schwiegen, erfüllten diesen mit heiligem Zorn über die dieser Taktik zu Grunde liegende Verlogenheit und Korruption. Hatten doch nicht nur Regierung, Minister und Parlament versagt, sondern auch ein großer Teil des Publikums, soweit dieses an dem „System von Raub, Mord und Gewaltthat“ interessiert war, sich mitschuldig gemacht an der Verfolgung und Achtung des unbequemen Wahrheitsjägers!

Empört lehrte Multatuli-Dekker seinem Vaterland den Rücken, aber er fand bald, daß nicht nur in Holland, sondern überall Eigennutz, Gewinnsucht und schänder Mammonsdienst herrschen und sich in die prächtigen Gewänder einer verruchten „Klangmoral“, einer Menge „Konventioneller Lügen“ kleiden, welche die erhabensten und glänzendsten Namen von Tugenden führen.

Staat, Monarchie, Adel, Religion, Kirche, Ehe — kurz alle sozialen Erscheinungen und Einrichtungen erschienen ihm durchseucht von dem Gift dieser Scheinsittlichkeit — und er machte nun der ganzen Gesellschaft den Krieg bis aufs Messer, er ward — lange vor Nietzsche! — der große „Umwerter aller ethischen Werte“, der er ist in seinen Schriften, und zwar ohne Nietzsches Verirrungen.

In den Jahren 1862 bis 1877 ließ Multatuli nach einander sieben Bände unter dem Titel „Ideen“ erscheinen. Darin legte er nieder all das, was sein Herz bedrückte in Gestalt von funkelnden Aphorismen, Parabeln, Abhandlungen und Erzählungen; ja sogar ein Drama „Zülfenschule“, sozusagen das politische Glaubensbekenntnis des großen Dichters-Denklers, ist darin enthalten. Seinem Verleger schrieb er bei Beginn des Unternehmens: „Nein, es soll nicht gesagt werden, daß niemand versuchte, den Fluch zu beschwören, der auf dem Volke ruht. Es soll nicht gesagt werden, daß niemand die Krankheit anrührte, die faulende Krankheit, an der das Volk leidet: Die Lüge. Ich werde thun, was ich kann, ich werde trachten nach Wahrheit. . . . Nennen Sie also meine Arbeit „Ideen“. Anders nicht. Und schreiben Sie obenan: Es ging ein Säemann aus zu säen.“

Ueber den Zweck seiner Baltherslitzgen sagt Multatuli selbst, daß er damit schaffen wollte „ein Heldengedicht, in dem er den Kampf schildern wollte des Guten im Menschen gegen die Bosheit, den Riesenkampf wahrer, heiliger Poesie gegen die Lügenprosa, die uns die Welt für Wahrheit giebt“. Sein kleiner Held Balthers war ihm „ein neuer und besserer Faust, ein Don Quixote nach dem Geiste“.

Die herrliche Reinheit und poetische Sinnigkeit des eigenartigen Knaben, welche so schneidend kontrastiert mit der niedrigen Alltäglichkeit und Gemeinheit seiner Umgebung, die echte Wahrheit seiner politischen Träume und Pläne im Gegensatz zu dem gemeinen Eigennutz und der verlogenen Berechnung der meisten Großen, die ihn umgeben, die Darstellung des engen und dürftigen Daseins zwar nicht blutarm, aber halbarmer „gemeiner“, d. h. im wahren Sinne des Wortes gewöhnlicher Leute, gelangen prächtig zu frappierend naturwahrer Darstellung.

Wie scharfsinnig hat doch dieser Multatuli die Menschen und das Leben studiert!

„Es existiert ein sechster Weltteil, der bis jetzt seinen Columbus noch nicht gefunden hat . . . Dieser Weltteil heißt: Der Mensch.“

So sagt Multatuli selbst an einer Stelle des vorliegenden Bandes. Und er selbst hat sich als einer der scharfsinnigsten, kühnsten und genialsten Entdeckungsreisenden auf dem Ocean der Menschenkunde und Psychologie eben durch seine Balthersgeschichte bewährt.

Diese Frau Petersen, die prosaisch gemeine Seele, die eines solchen Kleinods, wie es ihr Sohn Balthers ist, gar nicht wert ist; der troden beschränkte älteste Sohn Stoffel, Lehrer an einer der „Zwischenschulen“ d. h. eines jener Lehrinstitute des alten Amsterdam für nicht sehr arme Kinder, aber für solche, deren Eltern nicht in

der Lage waren, das volle Schulgeld zu zahlen". Die erwachsenen Töchter, welche Fräulein sind, „denn sie sind in der Tanzstunde gewesen"; der Schriftsetzerlehrling Lorenz, mit dem Klein-Waltther das Bett teilen muß; der pedantische Schulmeister Fenneberg; die lästernen und milderische alte Jungfer Lays; die resolute Waschfrau Frau Klaus und ihre prächtige Tochter Femele, die Dulcinea des jungen Don Quixotte Waltther; der ebenso prächtige Freidenter Doktor Holsma; der gesunde katholische Vater Jansen, dessen Orthodoxie sich vortrefflich mit den Vorzügen eines guten Frühstücks verträgt — dieses ganze Heer löstlich nach dem Leben gezeichnet und bis auf ihre Nieren geprüfter und ausgespäter Personen muten den Leser an wie eine Galerie genau bekannter Leute, die man oft schon gesehen zu haben glaubt, eben weil sie so naturwahr gezeichnet sind, wie nur je ein ausländischer Maler, ein Rembrandt oder Teniers, ein Ostade oder van Dyl Menschen gemalt hat.

Unmöglich ist's, auch nur flüchtig, die Fabel, die Geschichte wieder zu erzählen, diese Reihe der furchtbar einfachen, aber für die innere Entwicklung Waltthers so hochwichtigen kleinen Abenteuer und Ereignisse vermittelt deren sein Geist und Wille zu jenen drei mächtigen Zeitmotiven alles Menschenlebens geführt wird: „Leben, Wissen, Kämpfen!" Welch eine furchtbare Erfindungsgabe offenbart sich hier! Welche Fülle von Humor und Satire, Scherz und Laune hat Multatuli über diese Geschichte ausgegossen! Daneben die überreiche Menge geistreicher Gedanken, überraschender Einfälle und oft paradoxer, aber meist erschreckend wahrer Ausfälle einer ägyptischen Gesellschaftskritik!

Vor allen Dingen verkündigt seine pädagogische Straf- und Busspredigt im Gewande ergreifender Erzählungsprose das Recht des Kindes.

„Es ist merkwürdig, daß so viele Menschen sich anmaßen, Kinder zu haben. Im Tiergarten kenne ich einen Wärter, der mit den Tigern umzugehen weiß. Ein anderer zeigt sich für die Vögel geeignet. Auch die künstliche Fischzucht hat ihre Specialitäten: Aber Kinder hält jeder!"

„Hält jeder", wie man einen Knecht oder ein Handtuch hält, von dem man dann „blinden Gehorsam", ungemein tiefe Verehrung — warum nicht gar Anbetung? — verlangt. Dagegen eifert Multatuli auf das schärfste.

„Es ist nicht wahr, daß ein Kind Unterthänigkeit und Liebe seinen Eltern schuldig ist. Diese elende Vorschrift ist erfunden zur Bequemlichkeit von Eltern, die Mangel fühlten an geistigem Uebergewicht und zu faul waren oder zu dürr von Herzen, um Liebe zu verdienen."

Um seine Kinder richtet Multatuli in einem seiner Werke die Apostrophe: „Ich möchte wohl einmal einen „Herrn" sehen, der die Macht hätte, Euch zu hindern Eure Mutter lieb zu haben! Mit oder ohne Bibelwort, für oder gegen den Bibeltext, mit oder ohne Gebot werden sie und ich Eure Liebe zu verdienen wissen durch Liebe. Wer das nicht kann, hat auf Liebe keinen Anspruch. . . Kinder, Ihr werdet mir nichts zu danken haben als das, was ich für Euch that nach Eurer Geburt, und selbst das nicht, die Liebe findet ihren Lohn in sich selbst. Ach, wäret Ihr schon so weit, daß Ihr meine „Ideen" könnlet lesen. . . Ach hörte ich es schon! Wie haben Dich lieb, Vater, doch Du hattest dazu nicht nötig, unser Vater zu sein!" —

Klein-Waltther trifft es nicht so glücklich. Von seinem Vater erfahren wir, daß er, als er noch lebte, mit Pariser Schuhwerk gehandelt hat, das aus holländischem Leder von holländischen Schuhmachern gefertigt wurde. Seine Mutter, Frau Petersen, aber huldigt der Ansicht, daß es vornehmer, ehrenvoller ist, „etwas zu verkaufen, was andre gemacht, gearbeitet haben" und ist eifrig dahinter her, daß man sie und die Ihrigen nicht für Proletarier, für Arbeiter halte.

Und ihre Erziehungsgrundsätze, die sie dem kleinen Waltther, diesem fünfigen Kinde gegenüber befhältigt, von dem man nicht begreift, wie er zu dieser Mutter kam? Gewiß ist, daß man ihn zu Haus nicht Gelegenheit gab, dann und wann über eine Kleinigkeit nach eigenem Willen zu verfügen? was doch so reizvoll ist für Kinder.

„Und für Menschen," fügt Multatuli dem bedeutsam hinzu. Waltthers Mutter war der Meinung, „daß es unartigen Kindern dienlich sei, an allem gehindert und reichlich schikaniert zu werden". „Der arme Junge war bewindert und bewidelt von seiner Geburt an. Krumme Weingen, biblische Geschichte, englische Krankheit, immer recht höflich sein, Verse über Tugend und gehorsame Jüngelchen, schön Händchen geben, Abendgebete mit Knien, zornige Gottesgerichte, schwarze Männer für eigensinnige Kinder, „Gott danken" vor und nach einem Butterbrot, Schlafen mit angezogenen Knien, „Sünde" begehen, Angst wegen zerrißener Hosen, gottesdienstliche Uebungen mit oder ohne Accompaniment von Gesäß (d. h. von Prügelein) . . . armer Waltther!"

Waltther fühlte Verlangen zu schweben und seine ganze Umgebung zwang ihn zum Kriechen.

Bei diesem Zwang zum Kriechen spielt natürlich auch die Religion, das Christentum und speciell die „reformirte" (reformierte) Façon derselben eine Rolle. Der geniale Herzenskummer und Herzenskündiger Multatuli läßt sich die Gelegenheit natürlich nicht entgehen, an Klein-Waltthers Beispiel zu zeigen, wie die falsche Religiosität schädlich, das echt Menschliche, das Poetische an der Religion aber förderlich wirkt auf Phantasie und Gemüt des Kindes.

Es ist prächtig nachgeföhlt und dargestellt, wie Klein-Waltther den strengen eifrigen Katechismuskott in Einklang zu bringen sucht mit seinem Gott, den er sich als die höchste Güte und höchste, allzeit hilfreich gegenwärtige Allmacht und Gerechtigkeit vorstellt.

Zweifel und innere Kämpfe bleiben denn auch ihm nicht erspart. „Die ersten Anstrengungen zum Uebergang vom absoluten Glauben zum unabhängigen Denken wirken lähmend und es ist nicht zu verwundern, daß so wenige die Kraft besitzen, diese Anstrengungen durchzuführen bis zum äusersten."

„Die ungehobelten Platiniden der Sprache Kanaans gingen glücklich an Waltther vorüber, ohne zu schaden; er lernte, gütig und folgiam wie er war, was in seinem Büchlehen stand, und ward im Vorbereitungsunterricht zur Konfirmation einer der besten „Seligkeits- Lehrlinge", so daß er ein Psalmenbuch erhielt.

Seit Wolframs Parzival, dem guten, reinen Thoren, ist das Phantastische des Kindes nicht schöner und sinniger geschildert worden, als es Multatuli that. Eine unschuldige Vadschschlebe Waltthers zu einem etwas älteren, aber immer noch blutjungen Ding, eben der Femele Klaus, der Tochter der Waschfrau, hilft mit, die innere Entwicklung des Knaben zu fördern und ihn zum Guten zu lenken, was Multatuli hochpoetisch und doch streng naturwahr zu zeichnen versteht.

Das Erziehungssystem der Frau Petersen erfährt eine strenge Kritik durch den edlen, freidenkenden Arzt Holsma, der an Waltthers Krankenbett gerufen werden muß:

„Der Arzt erzählte ihr zu ihrer größten Verwunderung, daß man seine Kinder nicht wie Pädgüter in einer Bettstiege aufstapeln dürfe. Daß Lust, Licht, Leben, Bewegung, Genuß nötig seien für die Entwicklung von Seele und Körper. Daß Strafen (Prügel) — sei es mit oder ohne den Herrn — nicht angetracht sein. Daß ihr „Gottesdienst" am besten beiseite bliebe bei der Aufziehung. . . und mehr Sachen von dieser Art, die Frau Petersen niemals gehört hatte. . ."

Nach seiner Genesung kommt Waltther zu Holsma, um ihm für seine Heilung zu danken. Eine ganze neue Welt thut sich auf vor seinen erkaunten Blicken! Holsma, offenbar das Erzieher- Ideal Multatulis, steht mit seinen Kindern auf dem Standpunkt der innigsten Verantwortlichkeit, man möchte sagen der vollsten Freiheit und Gleichheit. Seine Autorität beruht lediglich auf der Achtung und Liebe, die ihm sein ganzes Haus zollt; seinen gewekten und gutartigen Kindern ist er Freund und Kamerad sozusagen. Die Kapitel, in denen Waltthers Besuche im Hause Holsmas erzählt werden, sind voll von wahrer pädagogischer Weisheit, und Eltern und Erzieher können hier sehr viel Gutes lernen. Alle Mängel auch der Schulerziehung, Pedanterie, Silbenstecherei, Quälerei mit Orthographie und unwesentlichen Formalien, dürre Buchweisheitsverzopfung — kurz alle Unnatur und Unwahrscheinlichkeit im Schulunterricht wird durchgehohelt. Auch der nationalpatriotisch verlogene Geschichtsunterricht wird gebührend gebrandmarkt:

„Niemand wird nach dem Lesen der Fabeln von Phädrus oder Lafontaine glauben, daß Füchse und Raben sprechen können, wohl aber befinden sich noch immer viele in dem Wahn, daß Wilhelm der Schwemjame so ein besonderer Vater war eines Vaterlandes, das niemals sein Vaterland gewesen ist."

Das Angeführte wird genügen, um unsern Lesern eine Vorstellung zu erwecken von dem wertvollen Inhalt des Multatuliden Erziehungsromans. —

M. W.

Kleines Feuilleton.

k. Eine reizvolle Studie über die japanische Frau veröffentlicht der Japaner J. Hitomi in der Pariser „Revue". Es heißt darin: Die Japanerin ist viel kleiner als die Europäerin, nämlich durchschnittlich 4 Fuß 5 oder 6 Zoll groß. Erreicht sie eine Höhe von 5 Fuß oder darüber, so ist sie durchaus nicht stolz darüber. Selten wird sie mit zunehmendem Alter did, sie bleibt fast ihr ganzes Leben lang ein Kind, so daß Fremde sie nicht mit Unrecht mit einer Puppe vergleichen. Es giebt unter der Menge allerdings auch solche, die 6 Fuß Höhe und das anständige Gewicht von 100 Kilogramm erreichen. Unter den Japanerinnen haben viele eine so weiche Haut wie die Europäerinnen. Ist diese Weiße noch leicht rosa gefärbt, so ist das der Gipfel der Schönheit. Leider verliert sich diese Schönheit schnell. Auf zehn Frauen kommt ungefähr eine mit weicher Haut. Darum wird diese Weiße auch sehr geschätzt, und ein Sprichwort sagt: „Eine weiche Haut verbirgt sieben Widerwärtigkeiten." Da die weiche Haut so geschätzt wird, brauchen die Japanerinnen viel Schminke und Weispuder. Jedes junge Mädchen schminkt sich, und da dieser Brauch eine Wissenschaft geworden ist, erscheint schließlich auch die widerwärtigste Haut weiß. Die Japanerinnen schminken das Gesicht, den Hals und die Hände und legen auf Lippen und Wangen eine leichte Lage Karmin, aber auch die Schminke wird nicht did aufgetragen, was mit dem technischen Ausdruck „Mulesho" (leichte Schminke) bezeichnet wird. Neben diesen durchsichtig weichen Frauen giebt es ganz schwarze, die den Indierinnen gleichen. Die rote Farbe scheint eine Besonderheit der Dienenden zu sein; die Japanerin zieht es daher vor, schwarz zu sein, als eine rote Haut zu haben. Die Finger der Japanerin sind so schlank wie die eines dreizehn- oder vierzehnjährigen Mädchens in Europa. Die Haare sind gewöhnlich sehr schwarz und sehr dicht und manchmal vier bis fünf

Haar lang, ja öfter sogar länger als die Trägerin selbst. Die schwarze Farbe läßt einige Schattierungen zu; aber wenn die Haare eine graue Färbung annehmen, ist die Besitzerin darüber verzweifelt. Schwarze Haare zu haben, gehört also zu den Elementen der weiblichen Schönheit; sind sie dabei noch fein und lang, so ist das die Vollkommenheit. Mondinen findet man kaum in Japan. Die Japanerinnen haben prächtige Zähne. Früher bemalte man sie bei der Heirat mit dem Saft des Gallapfels schwarz, um dadurch die Frau mehr oder weniger zu entstellen. Jetzt ist dieser Brauch abgekommen. Die Japanerin verkrüppelt ihre Füße nicht wie die Chinesin, aber sie ahmt die Europäerin auch nicht im Gebrauch des Korsetts nach und kennt keine Ohrgehänge. Der einzige Punkt, wo sie die Natur verläßt, ist das Abrastieren der Augenbrauen. Das ist das Zeichen der Mütterlichkeit. Sie schreit zu dieser Operation, sowie sie sich in andern Umständen befindet. Die Körperhaltung der Japanerin ist sehr schlecht. Sie hält sich beim Gehen nicht gerade, sondern neigt sich nach vorn. Wenn sie zufällig eine natürliche Haltung annimmt, gilt sie für hochmütig. Deshalb läßt sie es von Kindheit an, sich zu beugen, was ein vom Standpunkt der Hygiene und Schönheit absehblicher Brauch ist. Ihr Gang ist außerordentlich langsam und träge. Erstens muß sie sanft und ruhig erscheinen, zweitens kann sie infolge der sehr langen Kleider und der unbequemen Holzschuhe keinen schnellen ungezwungenen Gang haben. Die Japanerin trägt keine Handschuhe, „te-buturo“ (Sad für die Hände), sondern nur einen „tabi“ (Sad für die Füße). Der Hut ist ihr unbekannt, ihr Haar macht sie mit großer Kunst. Nur im Winter trägt sie beim Ausgehen einen leichten, den Kopf bedeckenden Schleier. . . . Die Japanerin ist in der Kindheit unbändig, als heranwachsende Jungfrau bescheiden und in der Ehe lieb und treu. Bis zum Alter von zehn Jahren hat sie die Manie der Thränen. Sie weint bei jeder Gelegenheit. Bei dreizehn und vierzehn Jahren heitert sie sich auf, bei sechzehn und siebzehn lernt sie das Lachen, und dann lacht sie bei jeder Gelegenheit; daher heißt es auch im Sprichwort: „Mit sechszehn Jahren lacht man über alles, selbst über das Fallen der Wälder.“ Das ist das liebenswürdigste Alter der Japanerinnen. Wird sie achtzehn oder neunzehn Jahre alt, so wird sie verständig und schüchtern; sie giebt acht auf die geringste Geste und das einfachste Wort. Die Frauen der Mittelklasse müssen alles für ihre Männer besorgen. Wenn die beiden Gatten zusammen ausgehen, so geht der Mann voraus und die Frau folgt nach. Heute sieht man sie freilich schon vielfach nebeneinander gehen; aber es kommt selten vor, daß sie sich den Arm reichen, und dann verfallen sie dem Gespött des Publikums. Die japanische Frau ist eine ausgezeichnete Familienmutter und eine vorzügliche Erzieherin ihrer Kinder. In den Beziehungen zwischen Mann und Frau herrscht in Japan als Maxime — das „danjonjohi“, d. h. Ehre dem Manne, Verachtung der Frau. Die Hauptursache für diesen Zustand ist, daß die Frau bei der Heirat keine Mitgift bringt und in allem von ihrem Manne abhängig ist. In der Welt der Arbeiter ist dagegen die Frau dem Manne gleich, und in andern Fällen, wie bei dem Beruf des Friseurs, ist es die Frau, die allein das Haus erhält, und folglich ist ihr Einfluß dem des Mannes überlegen; der letztere muß das Haupt vor seiner Frau beugen, sie geht aus zum Arbeiten, während er das Haus bewacht, die Kinder besorgt usw. . .

Musik.

Alfred Reisenauer gehört bereits seit längerem zu den beliebtesten Konzerteisenden des Nordens. Auch als Komponist hat er, insbesondere durch Lieder, angefangen sich beliebt zu machen; und seine Mitwirkung in einem Konzert sichert dessen Veranstaltern einen so schönen Erfolg, wie ihn vorgestern (Mittwoch) die Sängerin Marie Wland-Peters errungen hat. Die Ankündigung einiger noch ungedruckter Lieder von Reisenauer ließ uns gerade diesen Liederabend aus der jetzt wieder haushohen Sturmflut von Konzerten herausgreifen. Die neuen Lieder — nach Texten von Goethe und von Keller — weisen zwar weder auf eine große Vielseitigkeit, noch auf eine tief erschütternde Kraft hin. Allein sie gehören in ihrer Eigenart zu dem Erfreulichsten von dem, was sich heute hören läßt. Es ist die Eigenart des echt künstlerisch Leichtfüßigen, der vollendeten Ausprägungen solcher Stimmungen, wie sie speziell durch ein Verbinden menschlicher Liebesgefühle mit zarten Natureindrücken entstehen. Selbst das ernsteste Stück, Kellers „Rosenwacht“, geht mehr in das „Sinnige“ als in das Tiefgreifende; seinen Ausdruck findet auch dieses Stück mehr in der Gesamthaltung als in der Charakteristik des Einzelnen; interessant ist namentlich sein Wirlen durch häufige Verzögerungen der Harmonien (Vorhalte und sonstige Wechselnoten). Daß Pöden wie „Am fließenden Wasser“ und „Maienlied“ zur Wiederholung begehrt wurden, liegt nahe. Im Ganzen verdient Reisenauers neue Lieder jedenfalls, daß man sich mit ihnen noch näher beschäftige; ihre musterhafte Fürsorge für Anpassung der musikalischen Simgliederung an die dichterische kann freilich sofort einleuchten. Die Sängerin des Abends paßte, so viel wir dem Anhören dieses Schlüssleiles entnehmen konnten, zu der geschilderten Eigenart der Lieder so gut, daß der Gesamteindruck als ein ganz einheitlicher bleibt, den man nicht eben durch einen andren ersetzt hören möchte. Mit ihrer wohlgebildeten, sicheren Stimme traf sie das Liebliche, Heitere, das kleine Wogen der Stimmung sehr gut; und auch ihre Kunst sieht von einem kräftigeren Baden der Seele des Zuhörers ab. Im Technischen

möchten wir noch ein vollkommeneres Beherrschen der Atmung verlangen.

Geringere Gesangskräfte als diese verfehlen sich gerade im Altmen noch weit mehr, so daß man schließlich des Mahnens überdrüssig wird. Die Sängerin Anna Lampe, die wir an demselben Abend vorher hörten, treibt allerdings die Anstrengung des Atmens so weit, daß sogar der ganze Körper milchig ist. Wenn die genannte Dame etwa ein Jahr lang sich nach einem Ablegen ihrer Fesler (darunter auch des Unreinfingens), ein weiteres Jahr nach Ausbildung ihrer Tiefenlage und noch eines nach Erringung eines eindringenden Verständnisses gewichtigerer Stücke bemüht, so kann sie, zumal ihre Höhenlage schon jetzt ziemlich gut ausgebildet ist, noch eine ganz tüchtige Sängerin werden. Weniger gewichtige Sachen, wie zwei seltener Stücke von Schumann und das von A. Jensen wunderschön vertonte kunstvolle Gedicht Heyses „Murmeldes Lüftchen“, gelangen ihr schon jetzt mit einiger Gestaltungskraft. Zu wünschen wäre ihr auch eine Begleiterin, die nicht spielt, ohne vorher in das Wesen eines Stückes eingedrungen zu sein. Daß doch gerade unvollkommene Musikerkinnen mit Vorliebe bekannte schwierige Werke (wie Beethovens C-moll-Variationen) wählten, statt sich durch Vorführung einer weniger bekannten Musik leichteren Charakters ein Verdienst zu erwerben! —

Technisches.

— Vom Simplon-Tunnel. Am 9. d. M. trat auf der Südseite des Simplon-Tunnels plötzlich eine ungemein starke Quelle aus den Gesteinsmassen hervor, die den ganzen Tunnel überschwemmte. Die dort beschäftigten Arbeiter mußten sich flüchten; ebenso mußten die Bohrmaschinen usw. zurückgezogen werden. Man hatte schon seit mehreren Wochen beobachtet, daß die Temperatur des Gesteins im Innern des Tunnels bedeutend niedriger war, als sie nach den Vorausberechnungen sein sollte. Daraus mußte man auf starken Wasserandrang schließen und konnte sich versehen. Wirklich halte auch der Wasserstand in letzter Zeit zugenommen und also die Erwartungen bestätigt. Das Simplon-Unternehmen hat wegen des außerordentlichen Wasserreichthums des dortigen Gesteins mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; obwohl erst die Hälfte des Berges durchschlagen ist, ist die ausfließende Wassermenge schon doppelt so groß, als bei der Gesamtdurchbohrung des Gotthardtunnels. Auf der Südseite fließen heute gegen 500, auf der Nordseite 300 Sekundenliter aus. Eine so beträchtliche Wassermenge erfordert schon ganz bedeutende Ableitungsanlagen, die sich bei so starker Wasser vermehrung, wie bei dem Ausbruch einer neuen Ader, dem Andrang nicht gewachsen zeigen. Die Erbauer hatten allerdings einen besonders starken Wasserzufluß bei 6240 Meter Tiefe vorgesehen, weil diese Stelle unter dem Awinosee gelegen ist; nun ist der große Wasseransbruch bereits bei 4360 Meter erfolgt, kann also noch nicht vom Awinosee herrühren. Man hofft nun, daß diese Zuschüsse aus größeren unterirdischen Wasseransammlungen herrühren, die in kurzer Zeit erschöpft sein werden. Trifft diese Annahme jedoch nicht zu, so müssen kostspielige und zeitraubende Ableitungsarbeiten vorgenommen werden. —

Humoristisches.

— Verschnappt. Ladenbesitzer (einem Kunden zur Geburt einer Tochter gratulierend): „Ja, das kann ich mir schon denken: Sie hätten wohl gern einen Jungen gehabt, da bis jetzt nur Mädchen da sind. — Bei mir ist's anders: mir wäre, da ich lauter Jungen habe, ein kleines Mädchen sehr erwünscht.“ (Zu einem danebenstehenden Dienstmädchen, geschäftsmäßig): „Was wünschen Sie, Fräulein?“

Dienstmädchen (glücklich verschämt): „n kleinen Jungen.“ —

— Die notleidenden Wäckermeister: „Dös kann si' guat austwachsen mit dem Kornzoll! Necht viel Kleana Sima ma d' Semmeln nimma macha!“ — („Jugend.“)

Notizen.

— „Das Geheimnis“, eine parodistische Scene von Rud. Presber, wurde von „Schall und Rauch“ zur Aufführung angenommen. Von demselben Verfasser hat Wolzogen eine Parodie „Das Eichhorn“, sowie Prasch eine Pierrot-Komödie „Herbstzauber“ für sein neues Hamburger Cabaret erworben. —

— Shakespeares „Heinrich VIII“ erzielte bei der Aufführung im Hamburger Schauspielhaus einen starken Erfolg. —

— Hermann Wahrs Komödie „Der Apostel“, die demnächst im Wiener Burgtheater in Scene geht, spielt im zweiten Akt im Parlament, was die Anwesenheit von etwa 300 Personen auf der Bühne erfordert. —

— Der Anthony-Pollok-Preis von 100 000 Franken, welcher ausgesetzt war für die beste Vorrichtung, durch die es erreicht wird, 1. Zusammenstöße von Seeschiffen zu verhüten oder 2. bei solchen Zusammenstößen die Schiffe zu retten, oder 3. im Falle des Verlustes des Schiffes sämtliche an Bord befindlichen Personen zu retten, ist keinem der 328 Bewerber (darunter 70 aus Deutschland) zuerkannt worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. Oktober.